Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft

Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt

Band: - (2016)

Heft: 2: "Lasset eure Weiber schweigen in der Gemeinde" : erst 50 Jahre Frauenstimmrecht in Basel-Stadt

Artikel: Die Elite ist männlich oder : wozu braucht eine Frau eine höhere Bildung?

Autor: Währen, Sabine

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-843015

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Elite ist männlich oder:

Wozu braucht eine Frau eine höhere Bildung?

[sw] Im Winter 1872 hielt Friedrich Nietzsche, Professor für Klassische Philologie an der Universität Basel, Vorträge «Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten». Für Nietzsche war Bildung nur antike Bildung: Latein, Griechisch und allenfalls deutsche Klassik. Nietzsches These war, dass jede Verbreitung der Bildung zu Nivellierung führe. Bildung war für ihn eine Sache der Elite. Dass die Elite männlich sei, sagte er nicht, das verstand sich damals von selbst.

Im Kanton Basel-Stadt gab es zu jener Zeit die zweistufige Volksschule für die Allgemeinbildung, an die sich die gymnasiale Mittelstufe mit zwei Zweigen anschloss, aus denen man in die grössere Gewerbeschule oder in das kleine Pädagogium, das den Zugang zur Universität bedeutete und ausschliesslich für Knaben bestimmt war. Für die Mädchen stand eine fünfjährige Töchterschule zur Verfügung, die nicht zur Hochschulreife führte – ganz im Sinne jenes Verständnisses, dass Frauen per se schon nicht fähig waren, zur elitären Spitze zu gehören.

Beruf, Volk und Demokratie sind demgegenüber profane Grössen, die ein wahrhaft Gebildeter nicht beachten muss. Aber genau diese Grössen setzten sich in der Schweiz schulhistorisch durch: eine breite Allgemeinbildung für alle, angeschlossen daran eine Berufsbildung für viele, und der Besuch der Universität bis Mitte des 20. Jahrhunderts im Wesentlichen nur für die akademischen Berufe. Nur humanistische Eliten konnten noch an eine elitäre Spitze glauben, weil eben Griechisch und Latein zu keiner Massenbildung taugen. Technische Eliten hielten sich schon am Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr an dieses Bildungsideal. Ihre Richtschnur war die Weiterentwicklung in ihren Fächern, und selbst in der Medizin fiel irgendwann einmal die Lateinbildung für das Studium.

Höhere Bildung für Mädchen? Ein zaghafter Versuch der GGG, bereits in ihrem Gründungsjahr 1777 eine Frauenzimmerschule nach Zürcher Vorbild zu eröffnen, scheiterte an Kosten und Standesunterschieden.

Der Mittelstand hielt es nicht für nötig, Mädchen mehr beizubringen als die Kompetenz zur Führung eines Haushalts, und vornehme Familien sahen ihre Töchter lieber mit ihresgleichen die Schulbank drücken. Schliesslich gelang es der GGG im Jahr 1813, genügend Unterstützung für ihr Projekt zu gewinnen. In zwei Schulzimmern begannen 36 Mädchen ihre Ausbildung. Für drei Lektionen am Morgen und Handarbeitsunterricht am Nachmittag mussten die Eltern monatlich 52 Batzen Schulgeld entrichten, was dem Lohn von zweieinhalb Arbeitstagen entsprach. Dagegen war das Knabengymnasium am Münsterplatz mit 20 Batzen vergleichsweise günstig. Trotz des hohen Schulgelds wurde die Töchterschule ein Erfolg. 1913 wurde die eidgenössische Anerkennung als Maturitätsschule erwirkt. Das Mädchengymnasium jedoch fand nicht nur Lob. Zur Fasnacht wurde das Schulgebäude am Kohlenberg als «Trybhuus fir iberspannti Pflänzli» verulkt, in die gleiche Kerbe schlägt die volkstümliche Bezeichnung «Affenkasten». Die Deutung liegt nahe, dass mit Aff eine eitle Person, ein geziertes Mädchen gemeint ist – gescheite Mädchen waren eben nicht jedem geheuer.

Auch als fertig ausgebildete Arbeitskräfte waren die Frauen den Männern nicht gleichgestellt. Die Anstellungsbedingungen an der Mädchenschule legen Zeugnis davon ab: Lehrerinnen wurden viel schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen. Selbst wenn sie naturwissenschaftlich gebildet waren, kam ihnen oft die undankbare Aufgabe zu, die Klassen zu beaufsichtigen, während die Männer unterrichteten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die sogenannte Zölibatsklausel eingeführt, die sich bis 1964 halten konnte. Diese besagt, dass Lehrerinnen, die heiraten, ihre Anstellung verlieren! Praktisch, die Lehrerinnen so loszuwerden. So verloren zahlreiche Lehrerinnen ihre Stelle oder wurden zu Vikarinnen degradiert, was bedeutete, dass sie mit dem gleichen Pensum und einem befristeten Arbeitsvertrag zu einem schlechteren Lohn arbeiteten. Um ihre Karriere nicht zu gefährden, blieben viele Lehrerinnen ledig. Von einigen von

ihnen ging 1959 die Idee zu einem Streik aus, der nicht nur die Schweiz in Aufregung versetzte – selbst die «New York Times» berichtete darüber. Dr. Ruth Keiser war es, die den Lehrerinnen vorschlug zu streiken. Nahezu geschlossen verweigerten sie am 3. Februar 1959 die Arbeit und sogar Rektor Paul Gessler stellte sich in der Folge hinter sie. «Nicht diese Lehrerinnen sind nicht mehr tragbar, sondern das Verhalten der Männer, auf das sie reagiert haben, war es nicht mehr.»

Mit dem Umbau des konservativen Basler Staatswesens in den 1870er-Jahren zu einer liberalen Demokratie machte sich die Politik auch Gedanken dazu, wie der künftige ideale Staatsbürger sein sollte. Gleichzeitig war die Regierung mit einer starken Zuwanderung von billigen Arbeitskräften konfrontiert, deren Kindern ein einfacher Zugang zur Bildung ermöglicht werden sollte. Man erhoffte sich dadurch auch einen Nutzen für Wirtschaft und Industrie. Die Volksbildung erhielt unter den Einflüssen der Industrialisierung und Technisierung eine völlig neue Zweckbestimmung. Wie schreibt doch Thomas Mann in «Buddenbrooks»: «aber auch die Schüler werden auf einer Leiter zum Aufstieg gestellt; sie haben um nichts als ihr Avancement besorgt zu sein: Primus sein gibt Vorteile ... führt einen Schritt weiter ...» Die Schule wurde zur «Hebebühne in den Wohlstand». Nicht das Bildungsstreben hat das Schulwesen sowohl in der Landschaft als auch in der Stadt anwachsen lassen, sondern das Bewusstsein, ein guter Schulsack sei die beste Kapitalanlage. Kein Opfer war dafür zu gross. Wenn man nicht selber den Aufstieg erreichen konnte, dann sollten ihn zumindest die eigenen Kinder schaffen.

Ins Zentrum der Bildungsdiskussion im 19. Jahrhundert rückten zwei Themenbereiche, die an den damaligen Vorstellungen der Geschlechterrollen anknüpfen: zum einen die Diskussion um einen geschlechtergetrennten oder koeduzierten Unterricht, zum andern die Forderung nach einem speziellen hauswirtschaftlichen Unterricht für Mädchen. Die erste Debatte drehte sich nicht nur um die von kirchlichen Kreisen befürchtete Gefährdung der Sittlichkeit in geschlechtergemischten Klassen, sondern auch um die Frage, ob die angeblich unterschiedlichen intellektuellen Fähigkeiten und die künftigen Aufgaben der Geschlechter einen getrennten Unterricht erforderten. In der Praxis sah es allerdings anders aus. Im Gegensatz zu Basel konnten es sich die Baselbieter Gemeinden nicht leisten, sich über das Für und Wider der Koedukation den Kopf zu zerbrechen. Sie mussten froh sein, wenn sie überhaupt das äusserst bescheidene Lehrergehalt aufbringen konnten. Keine Rede davon, dass Buben und Mädchen nicht in der gleichen Schulstube sitzen sollten.

Der liberale Basler Erziehungsdirektor Wilhelm Klein propagierte 1877 ein neues Schulgesetz, das eine Einheitsschule schaffen sollte, in der die Kinder ohne Rücksicht auf ihre soziale Herkunft auf ihre Rolle als Staatsbürger vorbereitet werden sollten. Innerhalb von 30 Jahren mussten aufgrund des enormen Bevölkerungswachstums allein in Basel neuer Schulraum für über 20 000 Kinder und Jugendliche geschaffen werden, wobei der staatliche Bildungsauftrag auch baulich zum Ausdruck kommen sollte: Es entstanden regelrechte, meist in Neubarock oder Neurenaissance gehaltene «Schulpaläste». Sie waren aber nicht nur Ausdruck einer bestimmten Auffassung von Architektur, sondern widerspiegelt auch die damaligen

Erziehungsgepflogenheiten: Knaben und Mädchen genossen getrennt die Freuden des Schulalltags – in den Klassenzimmern, beim Treppensteigen und sogar auf dem Pausenhof, wofür die zentral angelegte Turnhalle sorgte. Nicht minder aktiv waren die Bildungsverantwortlichen in der Zwischenkriegszeit. Es kam zur Integration pädagogischer Neuansätze und zum Ausbau der schulischen Dienste, Turnen und Sport wurden vermehrt gefördert, ab 1931 konnten Erwachsene die Matura nachholen, bereits 1919 wurde – noch vor Bern und Zürich – die Volkshochschule eingeführt. Diese bildungspolitischen Neuerungen führten zusammen mit den Arbeitsbeschaffungsmassnahmen des «Roten Basel» zur Errichtung zahlreicher neuer Sportstätten.

Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges und dem Wettbewerb der Systeme veränderten sich allmählich auch die Vorstellungen zur Berufsbildung. Nach dem ersten Raumflug der Sowjetunion im Herbst 1957 galt es in der weltweiten Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, die Position der westlichen Industrieländer durch energische Förderung des Bildungswesens und eine bessere Ausschöpfung der Begabtenressourcen zu stärken. Der Sputnik-Schock von 1957 begünstigte eine innovative Bildungspolitik. «Nachwuchsplanung als Mittel zur Stärkung einer freien Gesellschaft», war die Devise. Dazu kam, dass auf dem Arbeitsmarkt bis in die 1960er-Jahre ein chronischer Mangel an Spezialisten und Fachleuten herrschte. Für die Mädchen wurde es deshalb selbstverständlicher, einen Beruf zu erlernen oder sogar zu studieren. Diese allmähliche Öffnung geschah aber weiterhin im Einklang mit den als «natürlich» erachteten weiblichen Fähigkeiten. So wurden zwar die Mädchen nach und nach auch zu naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern zugelassen, doch zum Preis einer zeitlichen Mehrbelastung: Sie mussten weiterhin vier bis sechs Stunden Handarbeitsunterricht besuchen. Die Vorstellung von der Frau, die an den Herd gehört, sass noch immer tief.

Quellen
Marchan Hansjörg, «Geschichte des Mädchengymnasiums und seiner Töchterschulen», in: Basler Stadtbuch 1997, Christoph Merian Verlag, Basel 1998
Badertscher Hans, Grunder Hans-Ulrich (Hrsg), «Geschichte der Erziehung und Schule in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert», Band 1 + 2, Bern 1997
«Fliegende Klassenzimmer, Basler Schulhäuser im Wandel», Kantonale Denkmalpflege, Basel 2013
Oelkers Jürgen, «Bildung: ein profaner Befund», in der Zeitschrift Du, Zürich 1914

Bilder oben
Separate Eingänge für Buben und Mädchen im Gotthelf-Schulhaus.

Bild unten
Rüebli-RS (Haushaltlehrjahr) 1937